

Heinrich Detering, *Bertolt Brecht und Laotse*. Wallstein, Göttingen 2008. 112 S., € 18,-.

Im Zentrum von Heinrich Deterings beeindruckender Studie zum Verhältnis Bertolt Brechts zu Laotse,¹ die auf seine Göttinger Antrittsvorlesung zurückgeht, steht das berühmte Gedicht *Die Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration* aus den Svendborger Gedichten, geschrieben 1938. Anhand dieses Textes zeigt der Verfasser, dass die gängige marxistische Deutung des Schaffens des späten Brecht zumindest unvollständig, wenn nicht fehlgeleitet ist. Er versucht, den Taoismus als eine inhärente Gegenströmung gegen Lenin im Werk Brechts zu lesen. An einer Stelle spricht er gar von einer „Selbstkorrektur“ (S. 74), die Brecht an seinen marxistischen Aussagen mit Hilfe des Laotse vornahm. Der Taoismus gehöre zu den „Kerngedanken und Haltungen“ (S. 10) Brechts.

Um diese These zu beweisen, geht Detering einige Umwege. Nachdem er das Gedicht vorgestellt hat (S. 11–13), fasst er zunächst die Quellen zusammen, aus denen Brecht schöpfte. An erster Stelle steht Richard Wilhelm, dessen Einleitung zur Übersetzung des Taoteking aus dem Jahr 1911 wichtigster Fundus war. Deterings Darstellung des Wirkens von Wilhelm liest sich gut, wenn auch der Fachwissenschaftler ein wenig zusammenzuckt, wenn

¹ Ich folge den Transkriptionen Deterings.

Wilhelm als der „angesehenste deutsche Sinologe“ seiner Zeit bezeichnet wird (S. 13). Dies ist Wilhelm eben gerade nicht gewesen. Die akademische Sinologie rümpfte oftmals die Nase über den als zu schwärmerisch angesehenen Übersetzer. Zwar hat die Zunft mit ihrem Urteil nicht recht gehabt, doch ist es für die China-Wissenschaft von Bedeutung, dass nicht die bestellten Sinologen den entscheidenden Einfluss auf das China-Bild der deutschen Gesellschaft vor dem zweiten Weltkrieg gehabt haben, sondern ein Mann, der ein Außenseiter blieb. Fraglich ist, ob man Wilhelms wenig verlässliche Übersetzung tatsächlich als die „weithin kanonische Fassung eines deutschen Taoteking“ (S. 25) bezeichnen sollte. Sie war es für Brecht, aber sicherlich nicht für die Sinologie.

Von diesen Anmerkungen unberührt bleibt Deterings brillante Analyse des Einflusses, den Wilhelms Taoteking auf Brecht hatte. Dass Taoismus und leninistische Praxis einander ausschließen (S. 67), kann indes nur sagen, wer die legalistischen Interpretationen des Laotse-Textes nicht kennt, die im dritten Jahrhundert v. Chr. verfasst wurden. Was heute in Deutschland als „Taoismus“ gilt, ist oftmals doch nur Wilhelms Protestantismus geschuldet. Detering liefert eine Reihe von Beispielen dafür, wie die Luther-Bibel immer wieder ihren Weg in Wilhelms Übersetzung gefunden hat (S. 26). Anzumerken ist, dass nicht alles, was nach Luther-Bibel klingt, auch wirklich biblisch sein muss. Mit Sätzen wie „haltet fest an der Lauterkeit: / so mindert sich die Selbstsucht, so verringern sich die Begierden“ (ebd.) trifft Wilhelm den Sinn des Originals erstaunlich gut, auch wenn sie den modernen Leser an die Bibel erinnern. Dennoch bleibt zu fragen, ob nicht die „taoistische“ Unterströmung im Denken Brechts eigentlich eine christliche ist, die nur im Gewand fernöstlicher Weisheit daherkommt. „Sie werden lachen: das Taoteking“, so überschreibt Detering einen Abschnitt (S. 21), und wenige Seiten später enthüllt er dies als Anspielung auf Brechts Antwort nach der Quelle, die Brecht seit der Kindheit vertraut war: „Sie werden lachen: die Bibel.“

Spannend lesen sich die Ausführungen zur poetischen Übersetzung Klambunds, zu Max Webers Studien zur Religionssoziologie und schließlich zu Alfred Döblins großartigem Roman *Die drei Sprünge des Wang Lun*. In diesem Zusammenhang geht Detering ausführlich auf die von Döblin herangezogene *Liä Dsi*-Übersetzung Wilhelms ein. Aus sinologischer Perspektive sind die Überlegungen Deterings meist auf der Höhe der Zeit, mit Ausnahme der Tatsache, dass die Anekdote vom Mann aus der „Westgegend“ (*Liä Dsi* IV.3, Detering S. 49) zumeist als ein Hinweis auf Buddha angesehen wird und auch zu Wilhelms Zeiten bereits wurde, nicht auf Laotse.

Ab dem Abschnitt „Der Streit der Welt und die höflichen Chinesen“ zeigt Detering, wie das Lob der Schwäche aus dem Laotse – oder ist es nicht vielleicht doch Jesus? – sich einfügt in Brechts Furcht vor den „bürokratischen Ordnungen der postrevolutionären Sowjetunion“ (S. 54). Dies geschieht anhand von Verweisen auf Theaterstücke, vor allem aber auf die berühmte Geschichte *Maßnahmen gegen die Gewalt* des Herrn Keuner (S. 56–58), die Brecht später in der ersten, „taoistischen Fassung des Galilei-Dramas“ wieder aufgegriffen hat. Das Nicht-Handeln (*Wu-wei*) des Laotse, das in der chinesischen Tradition übrigens eigentlich eine Herrschertugend ist, wird so zur Handlungshilfe für den ohnmächtigen Untertanen.

Detering deutet die Tatsache, dass Laotse seinen Text auf Anfrage eines Zollwächters verfasst haben soll, als einen Verstoß gegen das Prinzip des *Wuwei*, den Brecht gesehen habe. Das ist ein verblüffender Gedankengang, denn anders als im Konfuzianismus, dessen Begründer in seinen Gesprächen (7.1) das „Selber-Schaffen“ für sich nicht in Anspruch nehmen möchte, gibt es im Taoismus kaum eine Verdammung des „Schaffens“ literarischer Werke. Bekannt sind dagegen zahlreiche Angriffe auf literarische Tätigkeit im *Chan* (*Zen*)-Buddhismus, der in populären europäischen Darstellungen östlicher Philosophie gerne mit dem Taoismus in einen Topf geworfen wird. Indessen: Was Detering rekonstruiert, ist ja nicht der Taoismus als solcher, sondern das, was Brecht unter Taoismus verstand – und aus diesem Blickwinkel ist das Argument richtig.

Im folgenden kommt Detering noch einmal darauf zurück, dass Brecht den Laotse bemühte, als er einen Text von Karl Kraus wollte (S. 63), und er zeigt, dass bestimmte Details der *Legende* einerseits der Programmatik der historisch-materialistischen Lehrdichtungen widersprechen (S. 68), welche die anderen Svendborger Gedichte enthält, dass sie aber andererseits einem Eigenbild entsprechen, das Brecht von sich als „Auswanderer“ entwarf.

Am Ende zieht Detering auch noch Brechts *Me-ti* hinzu, das Buch der Wendungen, dessen Titel sich einer Zusammensetzung des von Wilhelm übersetzten Buchs der Wandlungen und der *Mo Di*-Übertragung Alfred Forkes verdankt. *Virtuos* zeigt er schließlich, wie die Reinschrift des Werkes von Margarete Steffin sowie die handschriftlichen Korrekturen belegen, dass Brecht seinen Text im Laufe der Zeit sozialistischer gemacht hat, als er ursprünglich war, und er weist nach, dass Brecht auch das Versmaß der Trochäen und die Formenstrenge bewusst einsetzte, um die *Legende* aus den anderen Svendborger Gedichten hervorzuheben. Im letzten Abschnitt, der den schlichten Titel „Nein“ trägt, schließt Detering, dass sich Brechts Taoismus in der metrischen Gestalt äußerte: „Der liebgewordenen Zweiteilung zwischen einem vormarxistischen jungen Brecht und dem marxistischen ‚Überwinder‘ dieser frühen Positionen steht kein Text der Svendborger Gedichte so beharrlich im Wege wie die Laotse-Legende von 1938“ (S. 89). Das Gedicht sei Ausdruck des zwischen den Zeilen stehenden Neins, das Brechts den Gewaltherrschern entgegenschleuderte.

Der Grundgedanke dieser Antrittsvorlesung mag dem Versuch geschuldet sein, einen Autor zu rehabilitieren, dem ein lyrisches Lob der Kommunistischen Partei in der Bundesrepublik Deutschland lange Zeit den Klassikerstatus verwehrt hat. Aus der Sicht des Sinologen ist Detering dieser Versuch gut gelungen. So sehr die Quellen Brechts einem mittlerweile in der Forschung überwundenen Verständnis von Taoismus verpflichtet sein mögen, ist seine Welt doch nur aus dem Kontext zu verstehen. Grobe Fehler begeht Detering auch für den sinologisch Vorgebildeten nicht. Einzig in Fragen der Umschrift zeigen kleinere Inkonsistenzen und Fehler, dass der Text offenbar nicht von einem des Chinesischen Mächtigen gegengelesen wurde. Doch dies sind Kleinigkeiten, die gegenüber einem gut geschriebenen und mit

Gewinn zu lesenden Text nicht ins Gewicht fallen. *Bertolt Brecht und Laotse* ist in der Tat ein kleines Meisterwerk.

Universität München
Department für Asienstudien – Sinologie
Kaulbachstraße 51a
D-80539 München
ess@lmu.de

Hans van Ess